

Bericht zur Konferenz der Stiftung kulturelle Erneuerung

30. Juni 2018 in Berlin

“Wie schützt der Mensch sich vor sich selbst? Der Beitrag von
Wissenschaft, Kunst und Religion”

von Isabelle Köhncke

Langfassung

Der Mensch muss befähigt werden, sich mittels veränderter Denkweisen vor sich selbst zu schützen

Zahlreiche Entwicklungen von der Demographie über den Verbrauch nicht erneuerbarer Ressourcen bis hin zu historisch beispiellosen Umweltbelastungen gefährden die Zukunft der Menschheit, ohne dass bislang mehrheitsfähige Strategien erkennbar sind, mit denen diese Gefährdungen abgewendet werden können.



Meinhard Miegel

Das war die Ausgangsthese von *Meinhard Miegel*, *Vorsitzender des Kuratoriums der Stiftung kulturelle Erneuerung* auf deren erster Konferenz. Um hieran etwas zu ändern, müssten die Menschen ihre Denkweisen verändern. Dies sei jedoch außerordentlich schwierig, weil unsere Denkweisen in hohen Graden unsere Identität bestimmen. Ob Wissenschaft, Kunst und Religion Gestaltungsräume schaffen können, in denen solche Veränderungen möglich sind, sei zu ergründen.

Hierzu *Stefanie Wahl*, *Mitglied des Kuratoriums der Stiftung*: Wir brauchen eine Kultur, die nicht in erster Linie auf die Mehrung materiellen Wohlstands fokussiert ist. Dies setzt voraus, dass Wissenschaft, Kunst und Religion als die tragenden Säulen von Kultur begriffen werden und die Wirksamkeit dieser drei Bereiche auch in ihrer Interaktion, sozusagen als Dreiklang gestärkt wird.

Doch kann das angesichts der „Panikattacke“, wie sie in „Der Schrei“ von Edvard Munch zum Ausdruck kommt, so *Florian Illies*, *Journalist, Autor und Geschäftsführer der Villa Grisebach* tatsächlich gelingen? Stellt nicht schon die Notwendigkeit zur Veränderung eine zu große Herausforderung für den Menschen dar oder könnte die notwendige Bereitschaft durch geeignete Strategien angestoßen werden? Das waren einige der sich anschließenden Fragen, über die die Podiumsteilnehmer und das Publikum angeregt diskutierten.

Die mangelnde Veränderungsbereitschaft stehe laut *Uwe Schneidewind*, *Präsident des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie* in Zusammenhang mit der derzeitigen „fundamentalen Orientierungskrise“. Doch die junge Generation spüre langsam, dass eine Veränderung dringend nötig sei. Vor allem gemeinsam könnten Wissenschaft,

Kunst und Religion etwas bewegen, hier gebe es bereits viele Ansätze. Dabei sei insbesondere die Rollenverteilung der drei Bereiche wichtig: Wissenschaft als Impulsgeber und Motor für Zukunftsdebatten, Kunst als Interventions- und Reflexionsinstrument und Religion und Theologie, um unter anderem (moralische) Orientierung zu geben.

Die Schriftstellerin *Thea Dorn* brachte die zunehmende Digitalisierung ins Spiel: Durch sie erfahre der Mensch einen derartigen Autonomieverlust, dass er sich kaum mehr vor sich selbst schützen könne. So könne auch Kunst gar nicht mehr existieren, wenn wir nicht aufhörten, alle Autonomie künftig künstlichen Intelligenzen zu übertragen. Sonst sei auch die Kunst als Gegenentwurf oder Rückzugsraum bald nicht mehr existent.



Blick in den Saal des Tagungswerks

Markus Vogt, Professor für Christliche Sozialethik an der LMU München schlug einen Bogen zur Eingangsdiagnose: Der Mensch sei eben grundsätzlich ein „sich selbst gefährdendes Doppelwesen“, was sich auch im pessimistischen biblischen Menschenbild widerspiegeln würde sowie in der „Absolutsetzung des Subjektes“. Doch hier gebe es hoffnungsvolle Lösungsansätze, wie sich der Mensch vor sich selbst schützen könne: etwa mit

Hilfe der „Pazifizierung der Aggression durch Institutionen“ oder der „Ermöglichung von Umkehr“ durch das Schaffen geeigneter „Vertrauensräume“.

Wissenschaft muss neue Denkweisen zulassen

Angesichts der von *Uwe Schneidewind* diagnostizierten Orientierungskrise der Gesellschaft waren sich die Wissenschaftler einig: Es müsse eine Veränderung des Status Quo der Wissenschaft geben. Denn nur so könne sie dazu beitragen, dass der Mensch sich vor sich selbst schützt, oder wie es *Silja Graupe, Professorin für Ökonomie und Philosophie an der Cusanus Hochschule* formulierte: die Wissenschaft in diesen Zeiten den Menschen stützt. Um Wissenschaft als eine solche Stütze oder als Orientierungshilfe zu etablieren, müsse sie aus der „Eindimensionalität der reinen Faktenforschung“ hin zu „gesellschaftlicher Relevanz“ kommen, so *Uwe Schneidewind*.

Ausgehend von den Überlegungen des WBGU-Hauptgutachtens zur „Großen Transformation“ aus dem Jahre 2011 bräuchten wir ein neues Verhältnis, oder vielmehr eine neue Art der Kommunikation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft so *Uwe Schneidewind*. *Jürgen Mlynek, Professor für Physik, ehemals Präsident der Hermann von Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren*, forderte eine Öffnung der Wissenschaftsorganisationen nach außen („Open Science“), durch Kommunikation und Partizipation.



V.l.: Christian Schwägerl, Silja Graupe, Uwe Schneidewind, Jürgen Mlynek

Bei der Ausgestaltung dieses Transformationsprozesses hin zu einer „Möglichkeitswissenschaft“ gelte es allerdings, auf verschiedenen Ebenen nach gegenwärtigen Problemen und Lösungen zu schauen. Ein Hauptproblem sei die Ausbildung von Studierenden. *Silja Graupe* sah das Problem vor allem in den jahrzehntelang an Universitäten als vermeintliche Wahrheit vermittelten Denkweisen. Nur indem man sie aufbreche, könne man die junge Generation dazu befähigen, sich

durch neue Erfahrungen eigene Bilder, neue Denkweisen und letztlich eine andere Zukunft zu erarbeiten, in der sie handlungsfähig sein können. Denn der Mensch sei ein „homo pictor“, so *Silja Graupe* und „Zukunft immer imaginiert“. Es ginge also darum, Erfahrungs- und Resonanzräume zu schaffen, die „als Kern transformativer Wissenschaft“ (*Uwe Schneidewind*) fungieren könnten und in denen sich Studierende gewissermaßen ausprobieren könnten, anstatt mit der immer gleichen, altbewährten Methodik an neue gesellschaftliche Probleme heranzugehen. Wir bräuchten ein gemeinsames „transformierendes Erfahren“ um Selbsttransformation anzustoßen, so *Uwe Schneidewind*.

Uwe Schneidewind kritisierte die fehlende Integration von Wissenschaft und Wissenschaftspolitik mit anderen Politikbereichen: „Dort wo Zukunft lustvoll vorgedacht werden muss, hat man sie oft aufgegeben“. Dabei sollte Wissenschaft eigentlich den intellektuellen Boden für vieldimensionale Zukunftsentwürfe in die gesellschaftliche Debatte einbringen.

Auch *Jürgen Mlynek* bemängelte, dass wir in Deutschland seit jeher immer den gleichen Typus Wissenschaftler ausbilden und somit Wissen „klonen“ würden. Wir bräuchten Wissenschaftler, die die „wahrheitssuchende Wissenschaft“ mit der „Fähigkeit und Haltung“ (*Uwe Schneidewind*) verbinden, etwas gesellschaftlich Relevantes zu (er)forschen. *Jürgen Mlynek* appellierte an ein gesellschaftliches Aushandeln über Wissenschaft, mit dem Ziel, ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen den zwei Motoren der wissenschaftlichen Forschung herzustellen: der „menschlichen Neugier“ zum einen und der „gesellschaftlichen Relevanz“ dieser Forschung zum anderen.

Wissenschaft und universitäre Ausbildung müsse den Menschen auch dazu befähigen (für *Jürgen Mlynek* sollte damit bereits in der schulischen Ausbildung begonnen werden), sich kritisch mit sich selbst und der Gesellschaft auseinander zu setzen. Laut *Silja Graupe* sei die Einbettung der eigenen biographischen Erfahrung in die Wissenschaft (in ihrem Fall der Ökonomie) und letztendlich in die Gesellschaft der Schlüssel für eine transformative Wissenschaft. So könne man den Menschen letztendlich „in Bildung dazu befähigen (...) Gesellschaft zu transformieren“ und sich somit vor sich selbst zu schützen.

Kunst als Reflexionsraum



V.l.: Florian Illies, Gabriela Sperl, Günther Albers, Thea Dorn

Bei der Diskussion um die Rolle der Kunst ging es vor allem um die Frage, wie sich ihre Rahmenbedingungen ändern müssten: Wie kann eine Form von Kunst entstehen, die beim Menschen ankommt und ihn von der Selbstzerstörung abhält?

Lediglich am Rande wurde diskutiert, ob und wie sich der Mensch mit Hilfe der Kunst überhaupt vor sich selbst schützen kann, oder wie Kunst als „Gegengift“ bestehen kann, wie es der Moderator *Florian Illies* formulierte.

Thea Dorn sagte der Kunst eine „brenzlige“ Zukunft voraus: Da es zunehmend weniger geeignete Strategien gäbe, entstünde Kunst aus heutiger Sicht gar nicht erst. Ein totaler Autonomieverlust, herbeigeführt durch die Digitalisierung und die Übernahme der Gesellschaft durch künstliche Intelligenzen, drohe jeglichen Raum für Kunstproduktion zu nehmen. Mithilfe eines rein binären Systems würde man versuchen „das Dunkle aus der Welt zu schaffen“, um alles beherrschbar oder vielmehr berechenbar und „bekommbar“ zu machen. Hiermit nähme man der Kunst zum einen das Spannungsfeld, zum anderen die Rolle als „Trostraum“. Das würde dazu führen, dass die Menschen nicht mehr aufgerüttelt werden wollten, sondern, wenn überhaupt noch, „berieselt“. Die „merkwürdigen Räume von Kunst und Religion“ würden dabei zunehmend verloren gehen.

Als Gegenthese zu *Dorns* Kulturpessimismus verwies Moderator *Florian Illies* auf die zentrale Eigenschaft der Kunst, nämlich die der „autonomen Verführungskraft“. Ein weiteres Alleinstellungsmerkmal der Kunst sei, dass sie, im Gegensatz zur Digitalisierung, neben Gegenwart und Zukunft vor allem auch die Vergangenheit kenne und somit gelernt habe, Zeit zu überdauern und Kraft aus der Vergangenheit zu schöpfen. Oder wie es ein Konferenzteilnehmer beschrieb: „Kunst lebt von Erinnerung“.

Günther Albers, Pianist und Dirigent, Professor an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt am Main teilte *Dorns* Einschätzung der drohenden Gefahr und erklärte, dass für ihn eine Ursache die „Ambiguitätsintoleranz“ (Thomas Bauer) des Menschen sei: Zeiten von Mehrdeutigkeit und zunehmender Komplexität „beförderten so die Akzeptanz von autoritären Systemen“ und „digitalen Inhalten“, da der Mensch sich nach „klaren Handlungsanweisungen“ sehne, was der Erfolg von binären Systemen zeige. Doch gerade jetzt, so setzte *Günther Albers* *Thea Dorn* entgegen, habe die Kunst die Aufgabe, in ihrer Vielschichtigkeit dem Autoritarismus und der Digitalisierung etwas entgegen zu setzen, nämlich „Gegenstrebiges zu verbinden“.

Kunst könne nämlich in „jedweden Systemen“ entstehen, stimmte *Gabriela Sperl*, Film- und Fernsehproduzentin, *Günther Albers* zu, und sie habe die Aufgabe, sich „aufzulehnen“ und „disruptiv“ zu sein. Allerdings brauche es dafür mutige Kunstschaffende, die entgegen aller Zwänge Kunst schaffen wollen. Schließlich sei Kunst „egogetrieben“ und dürfe keinen Regeln folgen oder sich Zwängen (Markt, Erfolg) unterwerfen, sondern vor allem authentisch und selbstbestimmt sein. Zudem müssten

sich die Strukturen des Kunst- und Kulturbetriebes (das öffentlich-rechtliche Fernsehen, aber auch die Kunst- und Filmhochschulen) – ähnlich wie der Wissenschaftsbetrieb – ändern und sich auch jenseits von ökonomischen Zwängen oder entgegen dem Mainstream gesellschaftlich relevanter Themen annehmen. Kunst werde aber zunehmend vereinnahmt und zur Ware gemacht, an Universitäten werde vor allem gelehrt, wie man am besten zu kommerziellem Erfolg käme.

Daher müsse sich die Lehre an den Hochschulen ändern, so *Gabriela Sperl* und *Günther Albers*. Sperl forderte, dass man bereits in der Schule mit der Veränderung beginnen müsse. Die junge Generation müsse lernen, dass nicht alles am Erfolg oder dem Maß der von der Digitalisierung angestoßenen Selbstoptimierung gemessen werden könne. Vielmehr müsse man die Autonomie fördern, sagte *Günther Albers* und forderte mehr freien Austausch an den Universitäten. Nur so könnten Studenten heute wieder lernen, „vom Funktionieren zum freien Denken“ zu gelangen: Man müsse „eine Vision einpflanzen und eine persönliche Haltung“ fördern, so *Günther Albers*. Auf diese Weise könne man sich auch bestimmten Machtverhältnissen entziehen, antwortete er auf die Frage aus dem Publikum, wie Kunst überhaupt in den gegenwärtigen Machtstrukturen gedeihen könne. „Wenn man die Zwänge von „Erfolg und Wirtschaftlichkeit nicht aufbricht, dann werden wir die Autonomie der Kunst nicht haben und keine tragfähigen Zukunftskonzepte entwickeln.“

Doch was ist Kunst, wie kann sie in Zukunft entstehen – und bestehen? Wie kommt sie beim Menschen als Gegenentwurf zur Selbstzerstörung an? Auf diese Fragen aus dem Publikum und die Frage, ob es wichtiger sei, dass die Kunst authentisch ist oder vor allem den Auftrag habe als „Antidot“ zu wirken, antwortete *Gabriela Sperl*. Sie sagte, dass es auch in Zukunft authentische und mutige Kulturschaffende geben müsse, die sich immer wieder über Grenzen hinweg setzen. Darüber hinaus bräuchte es Institutionen, die diese Künstler tolerieren, gar fördern müssten. Zu guter Letzt dürften die Rezipienten nicht fehlen, die bereit sein müssten, sich mit derlei Ausdruck von Autonomie auseinander zu setzen, anstatt sich nur „berieseln“ lassen zu wollen (*Thea Dorn*). Erst dann könne Kunst überhaupt als „Antidot“, als „Gegengift“ fungieren.

Religion als Orientierungshilfe

Neben der Wissenschaft und der Kunst spiele die Religion als dritte Disziplin eine entscheidende Rolle, denn sie sei eine Quelle für die Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft, so *Markus Vogt*. Das würde sich auch dadurch bemerkbar machen, dass es eine neue Wertschätzung der Religion in der öffentlichen Debatte gebe. Die im Anschluss an die Podiumsdiskussion gestellten Fragen des Publikums bestätigten diese Einschätzung; kein anderes Podium wurde vom Publikum so emotional diskutiert wie das der Religion.

Karl-Josef Kuschel, Professor em. für Theologie der Kultur und des interreligiösen Dialogs an der Universität Tübingen stellte allerdings fest, dass es in Zeiten von „Vergleichgültigungsprozessen“ gegenüber Religionen und der Missbrauchsgeschichte für ihn und viele andere sicherlich schwer sei, Religion überhaupt positiv zu besetzen – geschweige denn als möglichen, „glaubwürdigen“ Gegenpol zur selbstzerstörerischen Tendenz des Menschen zu sehen.



V.l.: Michael von Brück, Markus Vogt, Petra Bahr, Karl-Josef Kuschel

Religion müsse erst wieder im Alltag der Menschen verankert werden, so eine Schlussfolgerung der anschließenden Diskussion, um in Zeiten eines wachsenden Sicherheitsbedürfnisses einen Beitrag zum Schutz des Menschen vor sich selbst leisten zu können. Nur dann könne sie den Menschen als sich „selbst gefährdendes Doppelwesen“ bei der Veränderung von Denkweisen unterstützen, nämlich mit der „Ermöglichung von Umkehr durch Zuwendung“ (*Markus Vogt*).

In Zeiten eines erhöhten Sicherheitsbedürfnisses habe Religion daher auch die Aufgabe, dem Menschen jene Sicherheit (lat. certitudo) in Form von Gewissheit, dem Urvertrauen in sich selbst, zurückzugeben, so der Moderator *Michael von Brück*, Professor em. für Religionswissenschaft an der LMU München. Hierbei gelte es, Gewissheit anstelle der totalen Absicherung (lat. securitas) und letztendlich der Kontrolle zu setzen, die etwa die Digitalisierung verheißen würde.

Die Bereitschaft zur Umkehr müsse hier zwar – wie auch in der Wissenschaft und der Kunst – vom einzelnen Menschen ausgehen, die Religion müsse aber dafür Räume für Dialoge schaffen. Für *Petra Bahr*, Landessuperintendentin des Sprengels Hannover der Ev.-luth. Landeskirche Hannover müsse sich der Mensch in Zeiten von Digitalisierung und der ständigen Selbstoptimierung aber zunächst einmal eingestehen, dass er „trostbedürftig“ ist. *Karl-Josef Kuschel* ging noch einen Schritt weiter und forderte, der Mensch müsse in „Versöhntheit mit seiner eigenen Endlichkeit“ leben, sich wieder seiner „Schöpfungsverantwortung“ bewusst werden. Nur dann könne überhaupt ein Umdenken beginnen. Um dieses Eingeständnis aber überhaupt zu ermöglichen, müsse die Religion Unterbrechungen im Alltag schaffen und die Spiritualität in „unverzweckbaren Räumen“ in den Vordergrund stellen: Die Kraft der Religion läge „im Alltag und der Mensch brauche keine Überwältigung, sondern lediglich die Möglichkeit zur Unterbrechung, zum Denken und zur Einkehr (Karl-Josef Kuschel).

Doch wie genau soll der Mensch es jemals schaffen, sich durch Abkehr von seinem selbstzerstörerischen Wesen vor sich selbst zu schützen? Vernunftargumente allein würden hier nicht ausreichen, so *Markus Vogt*; man brauche neben Räumen auch Umgangsformen, die Emotionen transportierten: „Ethik funktioniert nicht allein mit rationalen Begründungen“. Religion könne als Gegenkraft funktionieren, wenn sie dem Menschen neben einem Gefühl von Sicherheit in dafür geschaffenen Räumen auch zeigen könne, was Empathie, Hoffnung und Trost (spenden) bedeuten kann.

Die Frage, wie der Mensch sich vor sich selbst schütze, sei dialogisch zu sehen, so *Markus Vogt* und *Petra Bahr*. Die Frage müsse daher eher lauten: „wer schützt mich vor mir selbst?“ (*Petra Bahr*). Erst in der Begegnung mit anderen könne man sich selbst begegnen. Die Fähigkeit zur Selbstreflexion entstehe im Sinne der „embedded cognition“ im sozialen Raum, in der Beziehung zum Gegenüber. Aus dieser Beziehung entstehe dann die „dialogische Vernunft“. Dafür brauche es die angesprochenen „unverzweckbaren“ Räume, jene Transzendenz-Räume, in denen das Dialogische als Schutz gegen die Selbstzerstörung des Menschen fungiert (*Markus Vogt*). *Petra Bahr*

betonte, dass es diese Räume bereits gäbe, es gelte nur sie zu nutzen und den Menschen darauf aufmerksam zu machen. In diesen Räumen könne der Mensch „Inneres Heil mit der eigenen Existenz“ finden, so *Karl-Josef Kuschel*.

Markus Vogt ging noch einen Schritt weiter und merkte an, dass aus den gemeinsamen Räumen wiederum Widerstand und Orientierung für die Neuordnung der Gesellschaft entstehen könne.

Des Weiteren habe die Religion auch die Aufgabe, im Sinne der Aggressionsbegrenzung, dialogisch und konkret auf kriegerische Konflikte einzuwirken, zu reagieren. Hierbei müsse sie ihre Fähigkeit nutzen, grenzübergreifend agieren zu können und Präsenz zu zeigen. *Markus Vogt* sprach von einer „friedensethischen Zuspitzung“ und dass Religion hier vor allem als Problemlöser fungieren solle, anstatt Probleme zu schaffen. Es gelte Aufklärungsarbeit zu leisten und einen interreligiösen Dialog (*Karl-Josef Kuschel*) zu fördern: man müsse religiöse Bildung wieder erfahrbar machen.

Es existieren Gestaltungsräume, die den Menschen dazu befähigen könnten, sich vor sich selbst zu schützen

Es gab keine abschließende oder einzig gültige Antwort auf die Frage, wie sich der Mensch mithilfe von Wissenschaft, Kunst und Religion vor sich selbst schützen kann. Allerdings traten auf der Konferenz durch die Vertreter aller drei Bereiche diverse Lösungsansätze und -ideen zutage, die teils durch interessierte und kritische Nachfragen und Bemerkungen aus dem Publikum ergänzt wurden.

Es sei eine Phase des Sammelns notwendig, so *Meinhard Miegel*. Die Konferenz zeige, dass der Versuch unternommen worden sei, den Dreiklang aus Wissenschaft, Kunst und Religion anzuschlagen. Die Foren seien ein guter Anfang des Dialogs zwischen den drei Disziplinen und somit auch ein Stück Kultur in sich, das es zu bewahren gelte.

Allerdings: eine gemeinsame Idee der drei Bereiche gebe es noch nicht, so eine kritische Bemerkung aus dem Publikum. *Karl-Josef Kuschel* bestätigte, man sei erst am Anfang eines Diskurses, aber zumindest hätten alle drei Disziplinen einen gemeinsamen Nenner für künftige Lösungen gefunden: „das Nachdenken über das Unverfügbare“, als Gegenmodell zur Ökonomisierung und Digitalisierung.

Manche Podiumsteilnehmer waren der Ansicht, dass es bereits Räume gebe, in denen der Mensch sich vor sich selbst schützen könne: In der Wissenschaft seien es die Universitäten bzw. Professoren, die ihre Studenten lehrten, anders, bzw. eigenverantwortlich zu denken und die somit zur einer transformativen Wissenschaft beitragen. In der Kunst seien es autonom denkende Künstler, die aufrütteln wollten und sich dabei nicht an Marktzwängen oder Erfolgsstrategien orientierten. In der Religion seien es die nicht ökonomisierbaren Räume, in denen man Vertrauen und Trost finden kann. Diese Räume gelte es zu erforschen und sich nutzbar zu machen.

Allerdings scheint das Bedürfnis nach weiteren Räumen, in denen man gemeinsam diskutieren und denken kann, sehr groß zu sein, was die Anzahl der Rückfragen aus dem Publikum und die Schilderungen der Podiumsgäste deutlich machte.

Was allen drei Bereichen gemein ist: Die Gestaltungsräume müssen von Menschen gefüllt werden. Letztendlich bedeutet das, wie *Meinhard Miegel* bereits eingangs feststellte, vor allem einen Wandel der Denkweise jedes einzelnen Individuums. Nur durch die Veränderung jedes einzelnen kann ein Wandel in der Gesellschaft stattfinden.



Diskussionen in der Mittagspause vor dem Tagungswerk